

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Einleitung

Einleitung.

Zur Naturgeschichte des Genies.

Als große Erfinder bezeichnet der berühmte französische Psychologe Th. Ribots in seinem soeben erschienenen Werke über die „Schöpferische Einbildungskraft“ alle, deren Vorstellungslauf wesentlich neue Bahnen einschlägt. Während der Sprachgebrauch in willkürlicher Beschränkung zumeist nur eine schöpferische Einbildungskraft auf dem Gebiete der Kunst und allenfalls noch auf dem der Wissenschaft und Technik gelten läßt, sieht der Psychologe ihr Walten überall und allzeitlich in allen Erscheinungen und Bethätigungen des Lebens. Die Einbildungskraft bewegt die Vorstellungen ebenso, wie der bewußte oder unbewußte Wille die Organe in Bewegung setzt — wobei natürlich sowohl „Wille“ als „Einbildungskraft“ nicht als selbständige, fetischartige Geschöpfe, sondern eben nur als der knappe, vorläufige Ausdruck für die unendliche Summe der Instinkte, Triebe, Begierden und Leidenschaften aufzufassen sind, die in uns dahindämmern, niemals ganz in das „plein-air“ des Bewußtseins gelangen und für uns selbst ein Räthsel bleiben, bis „wir sie an ihren Früchten erkennen“. Immer ist aber nach Ribot ein mächtiges Gefühl, ein gewaltiges Pathos, welches die unterirdische Wurzel einer jeden persönlichen Handlung bildet, die den Namen der „That“ verdienen soll — mag es sich nun um die äußere That der Bewegung oder um die innere That eines eigenartigen Vorstellungslaufes handeln; es ist die tiefste Schichte unseres Wesens, die heraufbeschworen werden muß, wenn eine wirklich persönliche Handlung oder ein wirklich individueller Gedanke hervorgehen soll,

denn in den äußeren Oberschichten des Bewußtseins sehen wir uns alle zum Verzweifeln ähnlich. Diese tiefste Schichte unseres Wesens, in der die Gefühle und Triebe den Ablauf der Vorstellungen und Handlungen in bestimmte, längst breit getretene oder aber vorher ungeebene Bahnen zwingen, bezeichnen die Psychologen als die „persönliche Gleichung“ des Individuums (im weitesten Sinne des Wortes), und sie sind sich vollständig klar darüber, daß sie damit unserer „wissenschaftlichen Unwissenheit“ nur ein ziemlich fadenscheiniges Mäntelchen umhängen. Sie werden auch gern zugeben, daß ein gewisser Shakespeare und die wenigen Leute seines Schlages mehr über dieses Problem wußten, als vorläufig „alle Philosophie sich träumen läßt“.

Für Ribot ist demnach die schöpferische Einbildungskraft par excellence, „die geistige Handlungsweise“ des Individuums, nichts mehr und nichts weniger als — „die eigentümliche persönliche Art, wie die Erinnerungsvorstellungen eines bestimmten Menschen austauschen, ablaufen und sich zu mehr oder minder neuen Vorstellungskomplexen zusammenfügen“. Sie durchdringt alle Lebenserscheinungen und zeigt sich in politischer, sozialer, kaufmännischer, strategischer u. a. m. Thätigkeit durchaus nicht minder, als auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Arbeitsgebiete. Bedenkt man aber, daß bei den meisten Menschen die Spule, aus welcher der Gedankenfaden seine Verbindungen schlägt, sich immer wieder in derselben trostlosen Einförmigkeit abrollt, so wird man im Vorhinein für das Studium der schöpferischen Einbildungskraft auf die Betrachtung der „großen Erfinder“, der „großen Neuerer“ jeder Art hingewiesen, deren „Vorstellungskraft wesentlich neue Bahnen einschlägt“. Und so finden wir denn in dem Werke von Ribot den ersten Versuch einer wirklich „wissenschaftlichen Psychologie des Genies“, welches sich von bizarren Glossen fernhält und ihren Vorwurf nüchtern ins Auge faßt.

In einer flüchtigen historischen Skizze zeigt Ribot zunächst, daß, wenn man von dithyrambischen Hymnen auf den Genius des Schaffens absieht, schon in uralter Zeit die Beziehungen zwischen dem schöpferischen Genie und geistigen Krankheitserscheinungen die Aufmerksamkeit der Beobachter auf sich

gelenkt haben. „Nullum magnum ingenium sine quodam demeatia fuit“, sagte bereits Seneca, und immer wieder tritt im Laufe der Jahrhunderte in verschüchterter Form und mit den sonderbarsten Einschränkungen dieselbe Anschauung hervor, bis sie schließlich in dem berühmten Ausspruche von Moreau: „Das Genie ist eine Neurose“ einen knappen Ausdruck findet. Bald darauf hat Lombroso in einem Werke, das von zweifelhaften und falschen Angaben strotzt, die Ansicht von Moreau dahin ergänzt, daß er das Genie als eine ganz bestimmte Nervenkrankheit, als die sogenannte maskierte Epilepsie anspricht. Ist auch die naiv ursächliche Verknüpfung von Genie und Epilepsie mehr als bedenklich, so bleibt nach Ribot eine Fülle von anderweitig festgestellten einwandfreien Angaben, die einen Wahrheitskern in seinen Anschauungen vermuten lassen.

Lombroso hat nichts bewiesen, weil er zu viel beweisen wollte. Man muß der biographischen Wahrheitstreue in's Gesicht schlagen, wenn man in jedem Genie hervorragende psychopathische Züge entdecken will. Mit Recht hat bereits Nordau gegen Lombroso hervorgehoben, daß es ungefähr ebensoviel Sinn hat, zu behaupten: „Das Genie ist eine Nervenkrankheit“, als etwa zu sagen: „Der Athletismus ist eine Herzkrankheit“, weil viele Athleten von einem Herzleiden befallen werden. Es wäre also der Wahnsinn gewissermaßen nur die Berufskrankheit der Kohlenarbeiter. So richtig und scharfsinnig aber die Einwände von Nordau gegen Lombroso sind, so bizarr ist seine eigene Auffassung des Genies, die in paradoxem Gegensatz zu der üblichen Anschauung das künstlerische und poetische Genie gar nicht als schöpferisch anerkennt und nur die Männer der That und des Gedankens als solche gelten läßt. Merkwürdigerweise findet auch die Einbildungskraft in Nordaus gezwungenem Profusteschema gar keine Berücksichtigung.

Für Ribot ist, wie wir bereits aus dem Vorhergehenden wissen, die Einbildungskraft als „die individuelle geistige Handlungsweise“ der Grundzug eines jeden schöpferischen Geistes. Drei Merkmale, von denen keines ausnahmslos zutrifft, pflegen aber — nach Ribots vorsichtiger Wendung — den großen Erfinder und Neuerer aus der grauen Menge herauszuheben:

es sind dies die Frühreife, der innere Zwang und die Intensität seiner Eigenart.

Die Frühreife ist ein Zug, dem wir bei den meisten geistigen Erfindern begegnen. Die polare Richtung des Vorstellungslaufes zeigt sich, sobald die äußeren Umstände es nur gestatten; dies ist das Alarmzeichen der wahren Begabung. Allerdings wird nicht selten auch falscher Alarm geschlagen. Rechnet man diejenigen ab, welche durch Nachahmung, Ratschläge, zufällige Umstände, Ehrgeiz, Gewinnsucht, Abneigung gegen einen anderen Beruf u. s. w. auf eine gewisse Bahn gedrängt werden — wie viele echte Alarmrufe einer frühzeitig aufstrebenden Begabung würden dann übrig bleiben?

Merkwürdigerweise zeigt übrigens die schöpferische Phantasie je nach ihrem Inhalte eine ziemlich regelmäßige zeitliche Entwicklungsfolge. Musik, plastische Künste, Poesie, mechanische Erfindung, wissenschaftliche Begabung: in dieser Reihenfolge pflügen sich zumeist die verschiedenen Naturanlagen zu Worte zu melden. Während das musikalische Genie sich zuweilen bereits im 4. oder 5. Lebensjahre zu erkennen giebt, ist aus übrigens leicht ersichtlichen Gründen die wissenschaftliche Schaffenskraft kaum jemals vor dem 16. oder 17. Lebensjahre in unzweideutiger Weise festzustellen gewesen.

Der innere Zwang, die „Fatalität“ der schöpferischen Einbildungskraft, ist ein zweites Merkmal der großen Erfinder. In den meisten Fällen haben sie das aus Qual und Lust gemischte Bewußtsein einer Aufgabe, die von ihnen erfüllt werden muß, und sie fühlen sich als Träger und Vollstrecker einer ihnen auferlegten Mission. Eine große Anzahl von Mitteilungen und vertraulichen Geständnissen bezeugt dies. In den düstersten Momenten seines Lebens schreibt Beethoven, wie der Gedanke des Selbstmordes an ihn herantrat: „Die Kunst allein hat mich zurückgehalten, und es schien mir, als könnte ich die Welt nicht verlassen, bevor ich alles hervorgebracht habe, was sich in mir regte.“ Der innere Zwang verurteilt sie zu slavischen Handlangern ihrer eigenen parastitischen Gedankenwelt und rächt bitter jeden Versuch, sich der Bestimmung ihres Wesens zu entziehen.

Wie unzweifelhaft das Merkmal der intensiven Eigenart ist, ebenso zweifelhaft und viel umstritten ist seine Bedeutung. Beruht die Eigenart des großen Schöpfers darauf, daß er in sich die Gefühle von Tausenden aufnimmt und ein mächtiges Echo für das leise Gemurmel der ungezählten Volksmassen bildet? Oder ist er ein selbstherrliches Geschöpf, das sich trotzig seinen Artgenossen entgegenstellt? Diese Frage ist wissenschaftlich kaum spruchreif, doch glaubt Ribot in dem Misoneismus (Haß gegen das Neue) der Massen eine wichtige Stütze für die zweite Auffassung zu erblicken. Immerhin ist das Genie auch sozial bedingt, insofern, als die Mannigfaltigkeit des sozialen Milieus zweifellos die Heranbildung schöpferischer Anlagen begünstigt. „Nehmen wir an,“ sagt der Biologe Weißmann, „daß auf den Samoainseln ein Kind von der musikalischen Genialität des jungen Mozart geboren würde. Was könnte es dort leisten? Es vermöchte höchstens einige Melodien zu schaffen und wäre natürlich ebensowenig imstande, jemals Symphonien zu verfassen, als Archimedes die dynamoelektrische Maschine erfinden konnte.“ — Da setzt denn selbst die individuelle Schaffensthätigkeit: die Kunst, bereits die Mitwirkung gewaltiger, anonymer, massenpsychologischer Kräfte voraus und muß vieles vorfinden, um vieles erfinden zu können. Ebenso ist beinahe jeder technische Erfinder auch ein Finder, indem ihm der Zufall auf halbem Wege entgegenkommen muß. Aber der Zufall hilft nur demjenigen, der sich selbst weiterhelfen kann. Er ist gleichwie das soziale Milieu eine Bedingung, aber nicht ein Faktor der schöpferischen Geistesthat.

Peter Stassof.